

Zeitschrift:	Schweizer Spiegel
Herausgeber:	Guggenbühl und Huber
Band:	29 (1953-1954)
Heft:	2
Artikel:	Wir liefern die Ware, die Zuschauer die Fantasie : vom Geschäft des Schaustellers
Autor:	Ufenast, Friedrich
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-1070656

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wiefem die Ware, - schauer die Fantasie



* Vom Geschäft des Schaustellers
von FRIEDRICH UFENAST

Lob des guten Herkommens

Es gibt in jedem Beruf Pioniere. Mein Vater, Philipp Leilich — eigentlich war es mein Pflegevater —, war ein solcher. Er war meines Wissens der erste reisende Schausteller, der im Jahre 1898 vom Panoptikum zum pathologisch-anatomischen Museum-Panoptikum überging.

Mein Vater wie meine Mutter waren traditionelle Schausteller, das heißt, beide erfüllten die unerlässliche Voraussetzung, um von der Zunft ernst genommen zu werden: Sie wurden im Wagen geboren. 1883 hatte mein Vater von seinem Vater das Leilich-Panoptikum geerbt. Das war eine sehr primitive Angelegenheit. Die Schaustellungsstücke wurden in hochräderigen Wägelchen transportiert, die oft unterwegs zusammenbrachen. Die Hauptattraktion war eine elektrische Ma-

schine (Influenzmaschine), mit welcher dem Publikum nicht nur Funken aus der Nase, sondern auch das Geld aus der Tasche gezogen wurde. Mein Pflegevater erzählte mir einmal, wie der Großvater den angeblich kleinsten Mann der Welt mit einer Elektrisiermaschine bei jeder Vorstellung, d. h. alle Stunden, ebenso angeblich, scheintot werden ließ. Die Erweckung sei dann so vor sich gegangen, daß er dem Zwerg einen zwei Zentimeter langen Funken aus der Herzgegend gezogen habe.

Auch diese Panoptiken waren bereits eine Weiterentwicklung. Ganz ursprünglich hieß das Panoptikum nämlich Museum und war nichts anderes als eine Kuriositätsammlung. Zum eisernen Bestandteil dieser Etablissements gehörten Dolche und Speere «wilder Völker», um welche die Phantasie der Besucher allerlei blutige Geschichten flocht, dann Skalpe, angebliches Meteoreisen, Haifischzähne usw., alles fein säuberlich auf dunkelblauem Samt in Glaskästen ausgelegt. Später erweiterte man die Sammlung mit allerlei Aktualitäten, wie Spieldosen, Perpetuum-mobile-Modellen usw. Aber auch diese Dinge ließen sich mit den Jahren tot, und so kam man dazu, den alten Flohmärkten Lebewesen beizugeben, die in irgendeiner Beziehung sensationell wirkten: Riesendamen, Liliputaner, einzeln und in Gruppen, Menschen mit sogenannten Eisenschädeln, die Frau mit den dicksten Beinen der Welt (ein unglückliches Geschöpf, das an Elephantiasis litt) usw.

Daneben behielt man aber auch tote Gegenstände bei, welche die Phantasie anregten. So zeigten wir z. B. die Ketten, mit denen der berühmte Räuber Rinaldo Rinaldini «zur Richtstätte geschleift wurde». Es fiel dem Publikum nicht auf, daß diese Ketten so wuchtig waren, daß man damit wohl zehn Stiere, aber nicht einen Menschen hätte fesseln können.

Zum klassischen Inventar gehörte auch das Kalb mit den zwei Köpfen, das in Wirklichkeit nichts anderes war als eine gute Kürschnrarbeit.

Eine andere Hauptattraktion bildete die Mumie der unglücklichen Julia Pastrana, einer mit überreichlichem Haarwuchs versehenen Mexikanerin, die 1860 an der Geburt eines Kindes gestorben war. Ich weiß nicht, ob wirklich eine Originalmumie existierte, ich weiß nur, daß die Mumie dieses weiblichen

Haarmenschen in mindestens 25 Exemplaren in Europa vertreten war. Diese Attraktion scheint wirklich unsterblich zu sein, erschien doch noch letztes Jahr in der internationalen Schaustellerzeitung «Der Komet» folgendes Inserat:

Sensations-Verkauf

*Die Mumie Julia Pastrana in best. Zustand, mit Orig.-Dokumenten, biete ich zum Kauf an.
H. Lund, Göteborg, Tegnersgt. 11.*

Diese Irreführung des Publikums gehörte damals einfach zum Schaustellerberuf. Das Schlagwort «Wahrheit in der Reklame» war noch nicht erfunden.

So sah ich einmal mit eigenen Augen in einem Käfigwagen des Zirkus Berg einen Leoparden, der plötzlich das Publikum anbellte, weil auf der vordersten Bankreihe eine Dame mit einem Schoßhündchen saß. Der Leopard war ein Hund, dem man ein Leopardenfell übergezogen hatte.

Das Zeitalter der Aufklärung

Unterdessen war aber das Jahrhundert der Naturwissenschaft angebrochen, und das Phantastische mußte deshalb zum mindesten einen wissenschaftlichen Anstrich erhalten. Und eben diesem Bedürfnis entsprach das pathologisch-anatomische Museum-Panoptikum. Wir bestellten bei Dießl in München Moulagen aller Geschlechtskrankheiten. Dießl schrieb uns, daß er gerade jetzt mit dem dermatologischen Universitätsinstitut in Frankfurt am Main in Verbindung sei und daß er uns im Laufe eines Jahres alle die gewünschten Sachen liefern könne, «genau so, wie es dem heutigen Stande der Wissenschaft entspreche». Die Moulagen wurden nach Gewicht bezahlt; ein Kilogramm kostete je nach Ausführung vier bis sieben Mark.

Unter diesem Deckmantel der Aufklärung gingen die Geschäfte ausgezeichnet. Im Gegensatz zu unseren Konurrenten besaßen wir keinen eigentlichen Erklärer der Moulagen und anderen Schaustücke, dafür verkauften wir einen Katalog, welcher die von einem Arzt geschriebenen Erklärungen der verschiedenen Krankheiten, deren Ursache und Folgen ent-

hielt. An vielen Orten ersuchten wir Lokalärzte, die nötigen Erklärungen an das Publikum abzugeben. Das hatte einen doppelten Vorteil. Erstens schämte sich niemand, in Begleitung eines Mediziners die Ausstellung zu besuchen, und zweitens fanden solche ärztliche Führungen meistens am Vormittage statt, bedeuteten also eine zusätzliche Einnahme.

Eine andere wichtige Einnahmequelle bildeten die Soldaten der Garnisonsorte in Deutschland. Dort kamen in der Regel die Regimentsärzte mit 300 bis 400 Soldaten angerückt und belegten das Geschäft für eine halbe Stunde. Die Darstellung der Geschlechtskrankheiten als mögliche Folgen von allerlei Ausschweifungen sollte auf die jungen Leute abschreckend wirken. Infolgedessen wurde der Eintrittspreis regelmäßig von der Regimentskasse beglichen.

Rentables Gruseln

Natürlich fehlten auch beim pathologisch-anatomischen Museum-Panoptikum die traditionellen Gruppen nicht. So besaßen wir eine sehr naturgetreue Nachbildung der Kaiserschnittoperation. Lange Zeit wußte ich nicht, warum mein Vater dieses beim Transport einen ganzen Wagen beanspruchende und in der Bude viel Platz benötigende Ding gekauft hatte. Es handelte sich um eine Frau, die im Bette lag und die so konstruiert war, daß sie von Zeit zu Zeit den Kopf drehte und die Augen aufschlug. Mein Vater gab mir die nötige Erklärung. «Diese Gruppe», sagte er, «ist für den rationalen Betrieb unerlässlich. Vielen Besuchern wird es nämlich beim Beobachten übel. Sobald sie das blutige Leintuch sehen, verlassen sie die Bude sogleich wieder. Darum stelle ich dieses Stück auch immer in der Nähe des Eingangs auf.»

Ich brauche wohl nicht beizufügen, daß es sich natürlich nur um ein mit roter Farbe kunstvoll bemaltes Leintuch handelte.

In der Tat brachte uns dieses baldige Verlassen der Bude nicht nur keinen Schaden, sondern sehr großen Nutzen. Jene, denen es schlecht geworden war, erzählten nachher wahre Gruselgeschichten über das, was sie gesehen hätten, und erweckten in den anderen den Wunsch, dieses Gruseln auch zu erleben. Der Vorteil eines solchen Durchlaufgeschäftes beruht darin, daß der Besuch nicht an feste

Vorstellungen von bestimmter Zeitspanne gebunden ist. Dieser Vorteil kann aber nur ausgewertet werden, wenn die Leute nicht allzu lange verweilen.

Neben den Aufklärungsstücken behielten wir aber immer noch einzelne Attraktionen bei aus dem früheren Panoptikum, so z. B. eine lebensgroße Gruppe, welche einen Gorilla darstellte, der eine geraubte weiße Frau unter dem Arm fortschleppte. Dieser mächtige Gorilla machte sich innert weniger Monate vollkommen bezahlt, er machte aber noch viele Jahre lang ganz allgemein einen großen Eindruck auf die Festplatzbesucher.

Wenn man alle diese Dinge liest, so bekommt nun vielleicht der eine oder andere Leser den Eindruck, die Schausteller jener Zeit seien moralisch tief verworfene Menschen gewesen. Davon ist aber keine Rede. Solche Schaustellungen waren in erster Linie kaufmännische Betriebe. Überhaupt haben sich jegliche Schaustellungen stets der Kulturhöhe eines Volkes angepaßt. Auch bei solcherlei Täuschungen, wie sie oben dargelegt wurden, dachte man sich nichts Böses, und das Privatleben der Schausteller war im Durchschnitt sicher so einwandfrei wie das irgendeines Bürgers. Meine Pflegemutter z. B. war eine herzensgute Frau, die für mein sittliches Wohl genau so besorgt war, wie es nur eine Mutter sein kann.

Die gute Zeit für das Museum-Panoptikum dauerte ungefähr bis zum Ersten Weltkrieg. Die Tageseinnahmen auf schlechten Plätzen ergaben zwischen 200 bis 400 Franken oder Mark. An guten Festorten, wie z. B. beim Oktoberfest in München oder am Hamburger Dom, erreichten sie aber bis 1400 Mark und mehr.

Die guten Gewinne erlaubten uns dann, das Geschäft immer mehr auszubauen und zu vergrößern, so daß es viele Jahre als das beste seiner Art galt. So kam es denn auch, daß wir gute Plätze oft nicht suchen mußten, sondern von den entsprechenden Fest- oder Stadtbehörden dringlich eingeladen wurden, uns zu beteiligen. Dies einmal wegen der äußeren Schönheit unseres Geschäftes und weil wir entsprechend unsren Einnahmen relativ hohe Standgebühren zahlen konnten.

Das Museum-Panoptikum repräsentierte in der besten Zeit seines Bestehens einen Wert von etwa 100 000 Franken.

Heute ist das pathologisch-anatomische Mu-

seum-Panoptikum, wie wir es betrieben haben, überlebt, wenigstens in den meisten Ländern. Ich bin aber überzeugt, in Rußland, im Balkan usw. könnte es immer noch ein Kassenschlager sein. Vielleicht wäre es auch noch in anderen Ländern lebensfähig, aber nur unter der Voraussetzung, daß es gelingen würde, ihm eine neue Gestalt zu geben. Ein solches Geschäft müßte, um heute noch eine Rendite aufzuweisen, eine Prachtsfassade haben. Es müßte die modernsten Errungenchaften der Medizin mit den modernsten Mitteln der Technik zeigen, und es brauchte einen Leiter, der vollkommen in seinem Beruf aufgehen würde.

So sehr das alte Museum-Panoptikum und das pathologisch-anatomische Museum-Panoptikum bei uns überlebt sind, so sehr sind einzelne der dort gezeigten Dinge immer noch zugkräftig als sogenannte Seitenschauen. Sie geben die Möglichkeit, gegen geringen Aufschlag interessante Dinge nebenbei zu zeigen und dadurch zusätzliche Einnahmen zu erzielen. Ein glänzendes Beispiel dafür, wie man mit uralten Ideen viel Geld verdienen kann, wenn man diese in zeitgemäßer Form darbietet, ist der einbalsamierte Wal, der kürzlich in der Schweiz gezeigt wurde. Bei dieser Schaustellung handelte es sich um nichts anderes als um das Zeigen eines interessanten Tieres, wie das schon im Panoptikum betrieben wurde, aber die Sache machte den «Erfinder» zu einem reichen Mann.

Urgeschichte des Kinos

An Stelle dauernder Neuanschaffungen für das Museum-Panoptikum entschlossen sich meine Pflegeeltern, einen anderen Weg einzuschlagen.

Damals machte die Erfindung des Kinematographen viel von sich reden. Mein Vater hatte im Jahre 1900 einer Vorführung von Filmen im Wintergarten in Berlin beigewohnt, und der Gedanke hatte sich in ihm festgefressen, mit einem «solchen Ding» müßte man Geld verdienen können.

Nun konnte man allerdings ein Kinematographentheater dazumal nicht einfach kaufen, man mußte es bauen lassen. Einem Spezialisten in Speyer a. Rh., der schon viele Schaubuden gebaut hatte, wurden die Zimmermannsarbei-

ten übertragen, Stromeyer & Co. in Konstanz lieferten das Zelt, und die Schnitzereien für die Fassade wurde an die Karussellfabrik Hübner in Neustadt an der Orla vergeben. Neustadt ist ein nettes Städtchen, wo heute noch als wichtigste Industrie die Herstellung von Karussellen betrieben wird und das einen bedeutenden Export aufweist. Unser erstes Kinematographentheater kostete damals, Kinoapparatur und Wagen inbegriffen, rund 30 000 Franken.

Nun konnten wir loslassen. Die nötigen Filme lieferte Bechstein in Berlin. Es waren sechs verschiedene Sujets, die alle miteinander jedoch nur etwa 120 Meter Länge hatten. Der Meter kostete in der Regel eine Mark. Man fand dies damals sündhaft teuer.

Der beste dieser Filme war «Die Serpentintänzerin». Die flatternden Schleiergewänder wirkten sensationell. Am Anfang glaubte kein Mensch, daß es sich hier nur um eine zauberlaternenähnliche Darstellung handle. Man war fest davon überzeugt, irgendwo tanze ein Mädchen auf einer versteckten Bühne.

Diese sechs Filme wären normalerweise schon in weniger als 15 Minuten abgelaufen gewesen, hätte man nicht zwischen jedem Film eine längere Pause eingeschaltet. Es kam aber sehr oft vor, daß vor Schluß der Vorstellung das Kino leer war. Viele Besucher erschraken dermaßen, daß sie fluchtartig die Bude verließen, als ob der Leibhaftige hinter ihnen her wäre. Unzählige Male wurde meine gute Pflegemutter als Hexe bezeichnet.

In Luzern z. B. regte sich das Publikum jeweilen dermaßen auf, daß wir gezwungen waren, mit einem harmlosen Film «Das Erlblühen der Victoria Regia» zu beginnen.

Auch die technische Arbeit der Vorführung war mit vielen Schwierigkeiten verbunden. Natürlich hatte man noch keine Aufwickelvorrichtung, sondern mußte den Film in eine Blechkiste ablaufen lassen. Gnade Gott, wenn man das Ende beim Ablaufen nicht sogleich erfaßte. Das gab dann immer einen ärgerlichen Filmsalat, mit Knoten und verwinkelten Schleifen ohne Zahl. Oft riß der Film in jeder Vorstellung drei- bis viermal. Als einem Vorführer dieses Mißgeschick zum dritten Male passierte, schaltete er das Licht im Zuschauerraum nicht mehr ein, sondern schrie aus dem Sehloch der Kabine heraus: «Kampf zwischen zwei Negern in einem Tunnel.»

Der Kinematograph hatte aber auch noch

andere Kinderkrankheiten, wozu hauptsächlich das leidige Flimmern und Regnen der Filme zu rechnen war.

Trotz dieser Schwierigkeiten verdienten wir viel Geld, und so beschlossen wir, einen zweiten, größeren Kinematographen bauen zu lassen unter Berücksichtigung alles dessen, was wir auf der Reise mit dem ersten Kinematographen gelernt hatten.

Dazu gehörte vor allem die Fassadenbeleuchtung, die Illumination. Ursprünglich hatten zur Beleuchtung der reich geschnitzten, mit eingelegten Spiegelchen verzierten Fassade einige Bogenlampen genügt. Meistens aber, wenn wir diese einschalteten, ging in dem betreffenden Dorf das Licht aus; denn die Anlagen der Lokalelektrizitätswerke waren einem solchen Stromstoß nicht gewachsen. Infolgedessen kauften wir für unser erstes Geschäft einen mit einem Dynamo gekuppelten Petroleummotor, um späterhin eine pompöse Dampflokomobile anzuschaffen. Die alte Karussellorgel wurde durch eine Riesenorgel mit Kartonnoten ersetzt.

1902 nahmen wir unsern zweiten Kinematographen in Betrieb. Derselbe kostete bereits die respektable Summe von 65 000 Fr. Auf Festplätzen gaben wir pro Tag acht bis neun Vorstellungen von je einer Stunde Dauer. In jeder Vorstellung wurden zehn Filme gezeigt, dazu gab man noch mit viel psychologischem Raffinement zwei Extraeinlagen.

Die Geschäfte gingen so glänzend, daß nach anderthalb Jahren ein drittes Kinematographentheater dazu kam, dessen Fassade allein bereits über 100 000 Fr. kostete. Das entspricht nach heutigem Geldwert mindestens 300 000 Fr.

Natürlich reisten wir nicht mit allen drei Geschäften auf einmal, sondern je nach der Bedeutung des Platzes nahmen wir das eine oder andere vor. Daneben aber kam es immer noch vor, daß wir an unwichtigen Plätzen unser gutes, altes Museum-Panoptikum mitverwendeten. Dort saß dann unser Dienstmädchen an der Kasse. Außer diesen beiden Geschäften betrieben wir dort, wo der Festbetrieb lange dauerte, schließlich noch hinzugekauft Karusselle, und zwar ein Teufelsrad und einen Zeppelinflieger.

Anlässlich der Planung unseres dritten Kinematographen «hängte» uns ein lieber, alter Bekannter zwei Namenschilder-Druckapparate an, mittelst welcher man gegen Einwurf

eines Zehnrappenstückes kleine blaue Namensschilder aus Blech prägen konnte. Bis vor wenigen Jahren stand ein solches Ding im Hauptbahnhof in Zürich. Auch diese Automaten machten sich sehr schnell bezahlt, besonders in Industriestädten. Ich weiß nicht, was die Arbeiter immer alles zu beschriften hatten, aber Tatsache ist, daß diese Automaten einen ungefähren Monatsverdienst von 100 Franken einbrachten. 100 Franken waren damals aber viel Geld. Allerdings fanden wir oft untaugliche Münzen vor, und ich spielte als Knabe oft mit ein bis zwei Kilogramm bulgarischen, rumänischen und andern Münzen, die uns keine Bank abnahm. Dennoch warfen uns diese Apparate, bis wir sie weiterverkauften, einen Gewinn von etwa 6000 Fr. ab.

Von Stufe zu Stufe

Mit der Zeit wurden die Filme immer besser, und das Publikum war sehr zufrieden. Am besten «zogen» die Filme, die von keinen Problemen belastet waren. Die Leute wollten lachen oder weinen und dann sofort wieder vergessen. Besonders gut gefielen Filme wie «Ein Drama auf dem Meere», «Geraubt und gerettet», «Der Mond und der Trunkenbold» und so weiter.

Ebenso beliebt war aber ein Film, der in immer neuen Varianten das Publikum zu Tränen rührte, die Geschichte von der «Vom Grafen verlassenen Geliebten». Der Weiher, an dem jeweilen das verlassene Mädchen saß, ließ den Schluß des Filmes zum voraus ahnen. Mehrere Male passierte es, daß tapfere Burschen gegen den üblichen Missetäter Stellung nahmen. Einmal kam es sogar vor, daß ein solcher Heißsporn seinen Schuh auszog und dem vermeintlichen Sünder im Bild ins Gesicht warf.

Bis etwa 1912 hatten die wenigsten Filme eine geschlossene Handlung. Lücken wurden vom Publikum mit eigener Phantasie ergänzt. Es ging ja lediglich um das Wunder der lebendige Bewegungen vortäuschenden Photographie. Viele Filme waren durchaus sinnlos, ja

Foto: Hans Schläpfer

Im Nebel

grenzten sogar an Stumpfsinn. Die Hauptache war, wenn möglichst viele Dinge zerschlagen wurden, möglichst viele Scheiben in Trümmer gingen. Die Handlung war bizarr; so trank z. B. der Gauner am Ende, wenn die Polizei kam, eine Zaubertrank und wurde dadurch unsichtbar.

Als dann die größeren Spielfilme kamen, wurden hie und da sogenannte Erklärer engagiert; denn damals trugen die Filme weder Titel noch Zwischentitel. Von Vater Wallenda hatten wir den Erklärer Brockenmoser übernommen, einen dicken Mann mit einem Knebelbart, an dessen Uhrkette immer ein Wildschweinzahn baumelte. Brockenmoser war ein faules Lama, aber das Erklären hatte er los. Noch heute sehe ich ihn vor mir, wie er sich jeweilen an der Samtportiere zum zweiten Platz mit der rechten Hand festhielt und z. B. erklärte: «Sehen Sie, verehrtes Publikum, da kommt er nun, der Bösewicht. Haben Sie aber bitte keine Angst, meine Herrschaften, die brave Polizei ist ihm auf der Spur. Einen Dreck wird dir das nützen, wenn du um diese Ecke schleichst. Denn da drüben stehen auch zwei, die dich bereits gesehen haben.»

Schon sehr früh kamen kolorierte Filme auf den Markt. Sie waren von Hand koloriert, und was das bei einem Film mit etwa 10 000 kleinen Bildchen bedeutete, kann sich auch der Laie vorstellen.

Einen neuen Aufschwung nahm das Interesse an der Kinematographie, als man anfing, Aktualitäten vorzuführen. So konnten wir nach Ausbruch des russisch-japanischen Krieges einige Aufnahmen der Feindseligkeiten zeigen, die als Naturaufnahmen galten, obschon sie gestellt waren. Die Aktualität «Das gewaltige Erdbeben von San Franzisko» oder «Gottes Warnstimme» brachte Menschen in das Kinematographentheater, die sonst nie gekommen wären. In Basel z. B. mußten wir das Programm so kürzen, daß wir jede halbe Stunde eine Vorstellung gaben. In Deutschland zog besonders der Film «Der Kaiserbesuch in Tanger», obschon man eigentlich nichts anderes sah als ein Kriegsschiff, auf dessen Deck Wilhelm II. mit einigen bezyllerten Herren auf und ab ging.

Damals brachte die Firma Pathé Frères einen Film heraus, in welchem ein berühmter französischer Chirurg eine Gehirnoperation vornahm. Das Publikum drängte sich dermaßen, daß die Wände der Bude fast hinaus-

gedrückt wurden, und wir erzielten ganz außerordentliche Einnahmen. In jeder Vorstellung wurde es immer einigen Personen übel, was eine unbezahlbare Reklame war.

Damals bestand das Publikum zur Hauptache aus Arbeitern, wenigstens in der Schweiz. In Deutschland war es etwas anderes, indem dort die kleinen Angestellten und mittlere Beamten ebenfalls kamen. Für Offiziere in Uniform oder für höhere Angestellte galt aber der Besuch des Kinematographen als nicht standesgemäß.

Wege und Irrwege der Zensur

Schon sehr früh regte sich die Zensur, nach meiner Erfahrung sehr zu Ungunsten der Entwicklung des Filminhaltes. Je und je zeigte sich, daß Zensuren nichts anderes waren als ein Trennungsstrich zwischen naivem und raffiniertem Film. Die Filmproduktion ersah eigentlich erst durch die Zensuren, was «ziehen» würde. Dem wurde denn auch nachgelebt.

Schon seit 1904 gaben wir an jedem Orte am letzten Abend unserer Darbietungen eine sogenannte Pariser Vorstellung, zu der nur Erwachsene zugelassen wurden. Daß ich selbst mit zehn Jahren solche Filme vorführte, daran nahm niemand Anstoß.

Die Filme waren aber auch durchaus harmlos. Ich erinnere mich an eine einzige «pinkante» Szene, und auch diese war unschuldig genug: Jemand begleitete eine Dame nach Hause. Sie ließ ihn vor der Türe zum Badezimmer stehen. Er äugte durchs Schlüsselloch und sah wirklich nicht mehr als ihren Kopf!

Wirklich anstößig wurden die Filme erst, als gewisse Kreise den Film in den Dienst der Moral und Aufklärung stellen wollten. Damals entstanden die berüchtigten Aufklärungsfilme über Geschlechtskrankheiten und über den Mädchenhandel. Diese Aufklärungsfilme zeigten nun allerdings gelegentlich Szenen, die an Deutlichkeit nichts mehr zu wünschen übrigließen. Es gereicht meinen Eltern zur Ehre, daß sie es ablehnten, solche Filme vorzuführen.

Diese Filme wurden aber durchaus nicht angegriffen, sondern von wohlmeinenden Kreisen unterstützt. Dagegen wurden Filme in Grund und Boden verdammt, die bestimmt harmlos waren, so z. B. ein Film «Zukunfts-polizei in der Luft im Jahre 2000», von dem

ein Pfarrer schrieb, er übe auf die Jugend einen höchst verderblichen Einfluß aus.

Der Inhalt dieses geschnähten Filmes war folgender: Ein kleines Luftschiff flog über eine Stadt dahin. Auf diesem waren etwa zehn Mann Polizei, die mit Fernrohren alles bewegliche Geschehen beobachteten. Diese Mannschaft besaß lange, ineinanderschiebbare Rohre, ähnlich den Pflückstangen, die man zum Pflücken von Birnen usw. braucht. Nun sah einer der Polizisten durch das Fernglas einen Dieb in eine Metzgerei einsteigen. Ein Druck auf einen Knopf, und die Pflückstange trat in Aktion. Als der Dieb mit einer langen Wurstkette aus dem Fenster stieg, griff die Zange nach ihm und holte ihn auf das Luftschiff hinauf. Ein Hund sprang mit den Würsten davon und verschlang diese in einem Kellerloch. Das Luftschiff fuhr mit dem Übeltäter genau über das Polizeigebäude. Durch eine Falltür fiel der Dieb in einen mächtigen Trichter und landete direkt vor dem Pult des Polizeichefs usw.

Der unsinnige, aber sicher harmlose Film wurde nun beanstandet, «weil er die Autorität untergrabe».

Wir verdienten mit unseren Kinematographentheatern außerordentlich viel Geld. Ich erinnere mich, daß mein Pflegevater einmal sagte: «So, in diesem Jahre haben wir unseren dritten Kinematographen noch einmal amortisiert.»

Mit der Zeit aber, ungefähr zu Beginn des Ersten Weltkrieges, hatten sich dieserlei Geschäfte bereits überlebt, denn unterdessen hatte man in den Städten begonnen, stehende Kinematographentheater zu bauen.

Schon 1913 gingen die Einnahmen merklich zurück. Maßstäbe in dieser Beziehung waren uns, soweit wir in der Schweiz reisten, speziell die Basler und die Luzerner Messe. In guten Jahren betrugen die täglichen Einnahmen in Luzern 1800 Franken und mehr, mit der Zeit sanken diese Einnahmen auf zirka 800 Franken.

Viele Schausteller hatten bis zum Jahre 1914 große Vermögen verdient. Da aber viele davon Reichsdeutsche waren, zeichneten sie wacker und brav «mit Gott für König und Vaterland» Kriegsanleihen und verloren so ihr verdientes Geld wieder.

Schließlich lösten auch wir unsere Kinematographentheater auf. Das eine Geschäft kaufte ein Wirt, um es zur Festwirtschaft umzubauen. Ein anderes, das große, ging nach

Frankreich und war innert kurzer Zeit so vernachlässigt, daß man hätte weinen können. Das Museum-Panoptikum wurde zum letzten Male auf dem Tonhalleplatz anlässlich der Zürcher Lichtwoche aufgestellt. Dann gingen die Moulagen in alle Welt hinaus.

Auch heute kein schlechtes Geschäft

Aber wenn auch die Kinematographentheater und das Panoptikum verschwanden, das Schaustellergeschäft an sich wurde deswegen nicht unpopulärer. Es ernährt immer noch seinen Mann, wenn man es seriös betreibt, wobei natürlich nicht allzu bürgerliche Maßstäbe angelegt werden können.

Allerdings braucht es heute größere Mittel. In früheren Zeiten war sehr wenig Kapital notwendig, um ein eigenes Geschäft zu betreiben, war das nun ein Schaugeschäft oder ein Fahrgeschäft. Damals hatte man noch reichlich Kredit. Besonders einfach war die Übernahme eines Karussells. Platzgebühren, wenigstens auf dem Lande, waren nicht zu bezahlen. Der Transport mit einem einzigen Wagen war nicht allzu teuer, und vor allem hatten diese Leute den Vorteil, daß sie ohne Angestellte in der Welt herumreisen konnten.

Etwas ganz anderes war natürlich der Betrieb eines Etagen- oder Springpferdekarakussells. Das sind Karusselle, die man früher einmal «zweistöckig» nannte und wo die Pferdchen mechanisch hervorgerufene springende Bewegungen ausführen. Ein teurer Betrieb waren schließlich auch die Berg-und-Tal-Bahnen, deren Anschaffungskosten 140 000 bis 500 000 Franken betrugen.

Vielleicht kann man die Regel aufstellen, daß niemand den Schaustellerberuf ergreifen sollte, der nicht den Betrieb, also das Geschäft, bar bezahlen kann und außerdem die Existenzmittel für ein halbes Jahr besitzt.

Kleinere Geschäfte, z. B. die heutigen Motorrollerbahnen, Raketenbahnen, Raupenbahnen, welch letztere lediglich degenerierte Berg-und-Tal-Bahnen sind, wobei sich während des Betriebes über die Wagen ein Segeltuchbalg zieht, werden in der Regel nicht mehr gebaut und ändern ihre Besitzer durch freien Verkauf.

Ein wesentlicher Grund der Billigkeit der heutigen Geschäfte besteht im Fehlen der teuren Dampflokomobile und der Prunkorgeln, kosteten Schaustellerdampflokomobile doch

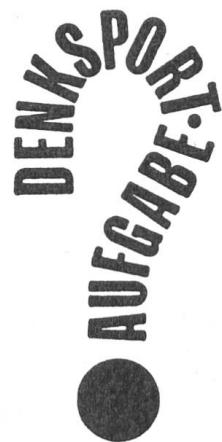
immerhin 80 000 Franken, wobei man sie nicht einmal als Zugmaschinen verwenden konnte, denn außer der Erzeugung eigenen Stromes dienten sie als raffinierte Lockung des Publikums und waren deshalb entsprechend pompös gebaut. Ferner wurden die teuren Prachtsorgeln durch billige Lautsprecheranlagen ersetzt.

Dem traditionellen Schausteller drängt sich ernsthaft die Frage auf, ob nicht jene, die heute keine Opfer für ein luxuriöses Geschäft mehr aufbringen wollen, den Ast absägen, auf dem sie sitzen. Währenddem die Orgel, und gemeint ist nur die gute Konzertorgel, die Menschen zum Verweilen lockte, treibt die Lautsprechermusik das Publikum vom Platze, weil sie nicht viel mehr bietet als der Radio, den man zu Hause hören kann. Ich glaube, vielfach ist man in der Rationalisierung zu weit gegangen. Viele der neuen Geschäfte sind ganz einfach unromantisch.

Trotzdem bin ich der festen Überzeugung, daß jeder, der gerne arbeitet und eine innere Bindung an seinen Beruf im Schaustellergewerbe hat, immer noch ein gutes Auskommen findet. Ich behaupte aus Erfahrung heraus, daß man mit einem schön zurechtgemachten 48-Sitz-Kettenflieger immer noch seine 6000 bis 7000 Franken jährlich auf die Seite legen kann, ohne sich allzusehr einschränken zu müssen.

Schiffschaukeln und dergleichen gehören meines Erachtens auf Rummelplätze im wahren Sinne des Wortes und weniger auf Festplätze. Mit solchen Geschäften kann man nur ein sehr schmales Leben führen und nichts auf die Seite legen. Hingegen können ganz unbedeutende Geschäfte, wie Schießbuden, nette Gewinne abwerfen. An guten Tagen erreichen die Einnahmen leicht bis 1000 Franken, wobei als Gewinn immerhin 40 bis 50 % zu buchen sind. Schießbuden werden gewöhnlich gemeinsam mit kleinen Karussellen betrieben, insfern es sich nicht um 10 bis 15 Meter lange Schießhallen, sogenannte Sportpaläste, handelt.

Ein gewöhnliches, aber modernes Karussell kostet heute zirka 32 000 Franken. Dazu kommen noch mindestens zwei Wagen im Betrage von 8000 bis 10 000 Franken. Gebrauchte Bodenkarusselle, sogenannte Rößlirytti, sind aber natürlich schon für 2000 Franken zu kaufen. Ein solches Geschäft hält bei guter Pflege und bei zeitigem Ersetzen der dem Verschleiß besonders ausgesetzten Teile etwa 25 Jahre.



Im «Schweizer Spiegel» vom Juni 1953 steht folgende Aufgabe:

«Ein Jäger ging von seinem Standort aus 3 km nach Süden und hierauf 5,6 km nach Westen. Dann machte er erneut einen Richtungswechsel nach Norden. Nach weiteren 3 km erreicht er wieder den Ausgangspunkt seines Marsches. Sein geübtes Auge erspähte einen Bären. Er zielte, schoß, und der Bär fiel getroffen zur Seite.

Frage: Welche Farbe hatte der Bär?

Die Antwort lautet: Weiß. «Nur» am Nordpol ist die geschilderte Wegbeschreibung möglich. Und am Nordpol gibt es sicher nur weiße Bären.»

Diese Antwort ist nicht ganz richtig. Das Wort «nur» ist falsch. Warum?

Lösung Seite 44

Voraussetzung ist guter Unterhalt und sorgsame Pflege. «Wenn der Betrieb ruht, hat der Schausteller mit dem Farbkübel bereitzustehen», sagte schon mein Vater, und ich bin der gleichen Meinung.

Wer rastet, rostet

Natürlich besteht wie in vielen anderen Branchen immer die Gefahr, daß ein Geschäft veraltet. Aber diese Überalterung geht sehr langsam vor sich und vor allem nicht überall gleichzeitig. Ein Schaustellungsgeschäft kann in einer mittelgroßen Stadt nicht mehr rentieren und in einer zehnmal größeren Stadt seinen Mann immer noch flott ernähren. Man denke nur an die Hippodrome auf dem Hamburger Dom, einem Volksfest, das vom 20. November bis zum 20. Dezember abgehalten wird. Jedes Jahr sind dort immer noch vier bis sechs

Hippodrome aufgestellt und haben reichsten Besuch. Das will bestimmt etwas heißen, wenn man bedenkt, daß auf dem Dom nahezu 600 Geschäfte aufgestellt werden. Wie gesagt, auch ein gewöhnliches Bodenkarussell kann immer noch gute Einnahmen bringen, aber natürlich geht es nicht an, es mit Petrollampen zu beleuchten, mit Sitzen zu versehen, aus denen das Kunstroßhaar herausschaut, und mit Orgeln, denen 30 % der Stifte fehlen.

Es ist klar, daß sich mit größeren Geschäften mehr verdienen läßt als mit kleinen. Rentabel sind gegenwärtig vor allem Autobahnen und der Rotor. Der Rotor ist aus einer sogenannten Steilwand entstanden. Sein Erfinder war ein ehemaliger Steilwandfahrer, der nach seiner 499. Fahrt plötzlich einfach nicht mehr konnte. Er baute aus seinem Geschäfte nun etwas vollkommen Neues, wobei er allerdings die Gesetze der Zentrifugalkraft, wie sie auch bei der Steilwand in Erscheinung treten, verwendete. Der Rotor ist ein mächtiger Topf von fünf bis sechs Metern Durchmesser mit senkrechten Wänden. Als Novum ist zu bemerken, daß das nicht mitfahrende Publikum durch lange Treppen die Höhe der Bude ersteigen kann und dann durch spiralförmig um die Trommel angeordnete Gänge schließlich das Freie wieder erreicht. Die mitfahrenden Personen jedoch begeben sich in die Trommel hinein, worauf diese geschlossen wird. Nun fängt sich die Trommel zu drehen an, und wenn sie eine gewisse Geschwindigkeit besitzt (22 km pro Stunde) wird der Boden der Trommel hydraulisch um zwei Meter gesenkt. Durch die Zentrifugalkräfte kleben nun Männlein und Weiblein gleich Fliegen in den verschiedensten Stellungen an der Trommelwand.

Der Rotor wird bestimmt noch viele Jahre lang ein Verdienstschlager erster Klasse sein. Hingegen sind Geisterbahnen nicht mehr sehr aktuell.

Die alten Figur-8-Bahnen sind in ihrer ursprünglichen Form ebenfalls etwas überlebt. Wo sie aber zu Szeneriebahnen umgearbeitet werden, ist immer noch auf Gewinn zu hoffen. Schippers und van der Ville, die berühmten deutschen Schausteller, hatten z. B. letztes Jahr am Bremer Freimarkt eine 22 Meter hohe, als Szeneriebahn verkleidete Figur-8-Bahn aufgestellt. Diese benötigte zum Transport 40 Eisenbahnwagen und ist damit zurzeit das größte transportable Geschäft Europas. Während die durchfahrene Strecke bei den gewöhn-

lichen Figur-8-Bahnen keine 200 Meter erreicht, kann man dort 800 Meter weit fahren, und zwar mit einer Geschwindigkeit von 80 bis 90 km.

Wie überall im Schaustellergewerbe, so kommt es auch hier darauf an, daß man nicht nur Techniker, sondern auch Psychologe ist. Eine Meisterin in dieser Beziehung war die alte Frau Semd aus Bremen. Sie betrieb die luxuriöseste Berg-und-Tal-Bahn, die jemals gebaut wurde. Unter anderem hatte dieses Geschäft gegen 8000 Beleuchtungsstellen. Von Zeit zu Zeit kündete sie an, daß sie «venezianische Liebesnächte» abhalten werde. Das lockte natürlich viel junges Gemüse auf den Platz. Sobald dann die Bahn zu fahren begann, löschte Frau Semd mit einer Armbewegung das Licht aus. Das weckte auch bei den schüchternsten jungen Männern den Unternehmungsgeist, und sie versuchten in der Dunkelheit, das neben ihnen sitzende junge Mädchen zu küssen. Sobald nun aber Frau Semd ein einziges Mädchen kreischen hörte, wurde das Licht wieder eingeschaltet. Infolgedessen kam es vor, daß ein Jüngling 10- bis 15mal fahren mußte, bis es ihm gelang, in der nur sekundenlang dauernden Dunkelheit einen Kuß zu platzieren. — Solche Kniffe können den Jahresertrag eines Geschäftes sehr wesentlich heben.

In der Schaustellerbranche hat es von jeher auch Großbetriebe gegeben, vor allem in Deutschland. Diese Großschausteller besitzen bis zu 20 Geschäften und mehr.

Interessanterweise legen die meisten Schausteller ihr Geld in Liegenschaften an. Vielleicht gefällt ihnen diese Art der Kapitalanlage besonders gut, weil sie selbst so wenig seßhaft sind.

*

Alles fließt, alles ändert sich, aber der Mensch selbst bleibt sich im wesentlichen gleich. Budenplätze und Rummelplätze hat es immer gegeben und wird es immer geben, und deshalb wird auch der Schaustellerberuf immer bleiben. Für den, der mit Leib und Seele Schausteller ist, ist das immer noch ein einzigartig schöner Beruf. Diese Einstellung ist aber in der Regel nur vorhanden, wenn man in der Schaustelleratmosphäre aufgewachsen ist. Es ist deshalb durchaus berechtigt, wenn in vielen englischen und deutschen Schaustellervereinen nur Leute aufgenommen werden, die im Wagen geboren sind.